



Naslov originala:  
VAŠARSKI MAĐIONIČAR  
Jelena Lengold

Copyright © 2008 Jelena Lengold  
Copyright © 2019 ovog izdanja Kontrast izdavaštvo

Za izdavača:  
Vladimir Manigoda

Urednica:  
Jelena Nidžović

Prevod:  
Mirjana Wittmann, Klaus Wittmann

Lektura i korektura:  
Ana Pejović, Bojan Šunjevarić

Dizajn korica:  
Jelena Jaćimović

Prelom:  
Anica Lapčević

Štampa:  
F.U.K. d.o.o.

Tiraž:  
1200



Co-funded by the  
Creative Europe Programme  
of the European Union

JELENA LENGOLD

# DER JAHRMARKTGAUKLER

Aus dem Serbischen von Mirjana und Klaus Wittmann



**KONTRAST**  
Beograd, 2019.



Hört zu, ich werde Euch wieder eine untröstliche Nachricht geben, ich werde es immer wieder tun, bis Euch ganz bewusst wird: Wir sind hilflos, wir überlassen uns der Trägheit, die Menschen hören nicht auf, uns zu verletzen. Die Welt bedrückt uns. Wie ein lästiger Juckreiz. Und der Juckreiz, sagt man, sei ein stiller Schmerz.

**Mihajlo Pantić**, aus der Erzählung „Was bin ich für mich“

...eine gewisse Gelassenheit angesichts der Erkenntnis, dass jeder ein Verlierer ist. Allerdings geht jeder anders mit dem bitteren Geschmack der Niederlage um.

**Dragan Velikić**, *Das russische Fenster*



## *Das hätte ich sein können*

Wäre ich nur ein paar Minuten früher geboren, wäre ich Viktor. Jedes Mal, wenn das Flugzeug abhebt, und mich die Schwerkraft in den Sitz drückt, bedauere ich, nicht er zu sein.

Viktor besitzt eine kleine Apotheke am Rande der Stadt. Neben seiner Apotheke befindet sich auf einer Seite ein Uhrmacher. Auf der anderen Seite ist der Kiosk, wo er jeden Morgen die Zeitung kauft. Schon als Pharmaziestudent träumte Viktor davon, verschiedene Fläschchen mit Medikamenten auf sauberen weißen Regalen aufzustellen und bei jeder einzelnen Arznei ihren genauen Zweck und die Art deren Einnahme zu wissen.

Die Medikamente hatten etwas, was ihn seit seiner Kindheit faszinierte. Seine Großeltern, erinnerte er sich, hatten immer viele Arzneien im Haus. Zwei große Schubladen in der Küche waren voll davon, und Viktor tauchte als Kind in diese Welt von Gefahren und Verboten ein, so wie andere Kinder Märchenbücher aufschlugen.

Da gab es gewöhnliche Tabletten und farbige Kapseln, verschiedene Salben, rote Rollen mit Pflastern, ein undurchsichtiges Fläschchen mit Jod mit einem kleinen Korkstopfen, Nasentropfen, Augentropfen, ein Fiebermesser in einer abgenutzten Pappschachtel, Pflaster für Omas Hühneraugen, eine Flüssigkeit, die nach Mentholbonbons roch und mit der man bei Kopfschmerzen die Stirn einrieb, es gab auch Medikamente mit längst verfallenem Verbrauchsdatum, die die Großeltern nicht wegwerfen wollten, weil man nie wusste, ob man sie nicht noch einmal brauchen konnte.

Viktor war überzeugt, dass er gerade dort, vor diesen Schubladen lesen gelernt hatte, als er jede einzelne Schachtel aufmachte und versuchte, den Beipackzettel zu entziffern.

Sein Lieblingsspiel bestand darin, ein Fläschchen mit verschiedenen Kapseln zu füllen. Dabei kamen viele Kombinationen zustande, es gab große und kleine Kapseln, durchsichtige, deren kleine Körnchen man sehen konnte, und solche, die ihren Inhalt hinter undurchsichtiger Plastik verbargen. Je mehr verschiedene Exemplare er hatte, umso reicher fühlte er sich. Er nahm eine Kapsel in die Hand, schüttelte sie leicht an seinem Ohr und hörte, wie die kleinen Körnchen raschelten. Nicht alle Kapseln raschelten auf dieselbe Art. Viktor hatte es sich schon als Kind zur Aufgabe gemacht, mit geschlossenen Augen, allein dem Klang nach zu erraten, welches Medikament er in der Hand hielt.

Seiner Großmutter machte seine Sammlung Angst, und sie wiederholte ständig, er dürfe auf keinen Fall diese Medikamente einnehmen, was Viktor unsinnig fand, denn es ging ihm nicht darum, diese Arzneien zu kosten, sondern sie zu besitzen, sie unter den Fingern zu spüren, sie zu ordnen, über sie auf seine kindliche Art zu herrschen.

Er herrschte über die Medikamente, und die Medikamente herrschten über das Leben. Und über den Tod. Vom Tod sprach man damals nicht, aber er war in diesen großen, schweren Schubladen deutlich präsent.

Später, nachdem er seinen Kindheitstraum verwirklicht und seine eigene Apotheke eröffnet hatte, meinte Viktor, alles sei richtig verlaufen. Er stand morgens auf und hatte nur den Wunsch, zur Apotheke zu gehen. Dort verbrachte er dann zufrieden Stunden um Stunden, und wenn die Zeit kam, den Laden zu schließen, hatte er nicht das Gefühl, eine unangenehme Last des Tages loszuwerden. Im Gegenteil, nach Hause zu gehen, war ein notwendiges Übel, das ihn vorübergehend von dem trennte, was er wirklich liebte.

Darüber erzähle ich.

Dieser Mensch – Viktor – hätte sehr leicht ich sein können. Während ich sein akribisch auf den Regalen geordnetes Leben betrachte, begreife ich ohne eine Spur von Widerwillen, dass ich mich in diesem System ganz gut zurechtgefunden hätte. Ich erkenne den Geruch wieder. Ich erkenne diese endlose Wiederholung des Identischen, dieses wohlwollende Warten auf den nächsten Kunden, der meine Apotheke betritt und mir das Rezept reicht. Ich erkenne die verrückte Hoffnung wieder, dass es für alles auf der Welt, das einem wehtut, ein entsprechendes Heilmittel geben muss.

Manchmal, wenn ich nach Hause komme, scheint mir das Leben zu entgleiten und ich meine, ich könne das alles nicht bewältigen: Termine, verzwickte Verhältnisse, unerledigte Dinge, unklare Formulare, die zu planenden Reisen, Besprechungen, bei denen man völlig konzentriert sein muss. Manchmal scheint all das für nur ein Leben wirklich zu viel zu sein. Dann nehme ich eine Beruhigungspille. Und gehe duschen. Minuten vergehen, das warme Wasser fließt an mir herunter und löst –ich spüre es – jene kostbare Chemie in mir auf. Langsam läuft alles zum Abfluss hin. Alle düsteren Gesichter, alle unverständlichen Worte, alle verkrampten Gespräche. Die scharfen Kanten werden weicher. Nichts ist mehr so dringend und so ungewiss. Die Farben kehren zurück, allmählich. Nach etwa zehn Minuten sieht das Leben anders aus. Und ist wesentlich besser zu ertragen.

Aber, o weh, nein. Ich bin nicht ein paar Minuten früher geboren, bin nicht Viktor geworden, ich kam auf die Welt in genau jenem Augenblick, als die geboren wurden, die ständig irgendwohin eilen und oft fliegen.

Manch einer kann nicht verstehen, dass man ständig fliegt und dennoch ständig an Flugangst leidet. Aber das ist eine etwas oberflächliche Sicht der Dinge. Denn, was gibt diesem Reisen seinen Sinn, wenn nicht die Angst?

Wir wissen eigentlich nie genau, was bei all den Wünschen und Ängsten aus unserem Leben wird. Ich zum Beispiel wer-

de meist vom Chaos geleitet. Vom Chaos und vom Zufall. Vom Chaos, dem Zufall und vom Schicksal.

Und dann widme ich mich in diesen drei, vier Stunden meiner Angst. Die Flugzeuge sind weder bequem zum Schlafen, noch zum Lesen, noch zum Filme schauen. Zwar könnte ich mir einen MP3-Player in die Ohren stecken und einen Laptop auf den Schoß legen, aber – das wäre nicht ich. Niemand würde es wissen außer mir selbst, dass ich mich belüge. In einer Höhe von achttausend Metern kann ich viel besser meinen eigenen gewaltsamen Tod planen, als einen Halbjahresfinanzbericht tippen.

Und was haben diese MP3-Player mit Kopfhörern überhaupt an sich? Früher war Musik etwas, was man *hörte!* Etwas, was man zwangsläufig mit allen Menschen um sich herum, die Ohren hatten, teilte. Wenn das Radio spielte, wenn jemand sang, wenn sich eine Schallplatte auf dem Grammophon drehte, war es unmöglich, es nicht zu hören, das war das Wesen von Musik. Die Nachbarn klopfen gegen die Wand, baten, leise zu sein, riefen die Polizei, man tapezierte das Zimmer mit Eierschachteln, all das tat man, weil Musik eben hörbar war.

Je nachdem, was jemand hörte, wusste man wie er war, woher er kam, *wie er tickte*, welches Problem ihn plagte ... Jetzt aber weiß man nichts. Die Typen mit der tonlosen Musik auf den Ohren kommen mir eher vor wie Menschen, die sich bewusst abschirmen wollen – natürlich von mir, von wem denn sonst! – als wahre Musikliebhaber. Es würde mich nicht wundern, wenn in ihren Kopfhörern nichts zu hören wäre, allenfalls ein Glück, Glück, Glück, mitgeschnitten in einer Höhle in den Himalaya Bergen, in der ein Stalaktit taut, oder eine andere Perversion, so sind sie eben diese Menschen mit den Kopfhörern. Sehr merkwürdig.

Ein Freund von mir, ein Pianist, erzählte mir vor kurzem das Traurigste: Jetzt gebe es sogar tonlose Klaviere! Mein Flugzeug fliegt einer schwarzen Wolke entgegen, eine metallene Stimme empfiehlt, uns wegen der bevorstehenden Turbulenz anzu-

schnallen, und ich stelle mir disziplinierte Saiten irgendwo tief in einem Klavier vor, die irgendwie nur für sich selbst erklingen. Der Pianist sitzt am Klavier, macht all die Bewegungen wie einst, so wie das schon Domenico Cimarosa tat, schneidet auch alle dazugehörigen Grimassen, aber einen Klang gibt es nicht. Nur die Kopfhörer und die zufriedene Nachbarschaft. Der Pianist spielt, spielt und spielt, aber nichts geschieht. Außer in seinen Ohren. Die Ruhe der Menschen um ihn herum hat Priorität.

Da ist noch etwas Verrücktes. Ich kenne bereits einige Länder, in denen es eine sonderbare Art von Kinos gibt. Ich weiß nicht einmal, ob man sie Kinos nennen darf. Denn – es gibt keinen Film. Man bezahlt Eintritt, geht hinein, setzt sich hin, die Sitze sind immer sehr bequem, das Licht zurückhaltend, und alles, was in den nächsten paar Stunden zu hören ist, ist eine leise, beruhigende Musik. Kaum zu glauben, dass in manchen Ländern diese Kinos den ganzen Tag voll sind. Es gibt immer Menschen, die zwei Stunden lang nur sitzen und sich einen langweiligen Clayderman oder etwas anderes, was sonst nur im Aufzug erklingt, anhören.

Ich muss zugeben, diese Menschen sind mir noch sonderbarer als die mit den Kopfhörern. Auch diese ziehen sich zurück, um die Musik diskret, politisch korrekt zu hören, fügen dem aber noch zwei Elemente hinzu: die Entspannung, die wohl die erste Empfehlung ihres Psychoanalytikers war, und den Zusammenschluss der Gleichgesinnten in ein Ghetto.

Ich darf mir gar nicht vorstellen, wie die nächste Stufe aussehen wird. Wie man in Zukunft Musik hört.

Und dennoch möchte ich ganz und gar nicht als Nostalgikerin gelten. Als eine jener Personen, für die alles *Frühere* besser ist. Von wegen alles besser! Natürlich nicht. Ich würde die gesamte heutige Technologie nicht gegen ein ethnografisches Museum auf der Welt tauschen. Beschämend, aber wahr. Doch befürchte ich manchmal, dass manche Dinge zu sehr ichbezogen und sogar für meinen Geschmack zu fern von dem Rest der leisen Menschheit sind.

Damit will ich sagen, warum ich im Flugzeug keine Musik höre. Wenn wir sie nicht alle gemeinsam hören können, wenn nicht wenigstens zwei, drei Sitzreihen im gleichen Takt schunkeln, ist das für mich keine Unterhaltung.

Deshalb sitze ich und schweige. Sie schweigen und ich schweige. Sie starren auf die Reklame am Vordersitz, ich auch.

Ich kenne Menschen, die mir seit Jahren versichern, sie *lieben* es einfach zu fliegen! Sie verlangen nach einem Fensterplatz, machen ein zufriedenes Gesicht, wenn die riesigen Räder Anlauf nehmen, sehen glücklich und vergnügt aus, als kitzele sie jemand genau an ihrer Lieblingsstelle. Ich aber verstehe nicht, was man daran lieben soll. Man kann dem Fliegen gegenüber gleichgültig sein, man kann es als notwendiges Übel betrachten, man kann es über sich ergehen lassen, aber es zu lieben, ist mir schon recht merkwürdig.

Wie sollte ich überhaupt die Tatsache lieben, dass ich mich in einer Höhe von zehntausend Metern befinde, ohne ein Vogel, eine Wolke, oder ein Astronaut zu sein? Oder müsste ich nicht, gerade *obwohl* ich das alles nicht bin, froh sein, eine solche Höhe erreicht zu haben?

Eigentlich konnte ich mit diesem „obwohl“ noch nie etwas anfangen. Man kann das als einen großen Charakterfehler von mir ansehen. Ich mag nichts, was obwohl ist. Ich fürchte Dinge, die obwohl sind. Ich bemühe mich, Obwohl-Situationen zu vermeiden. Nicht einmal das Logische ist einfach. Da fehlte nur noch dieses „obwohl“. Mein obwohl überlasse ich denen, für die die eigene Selbstverständlichkeit langweilig und eng ist.

Dong! Das kleine rote Licht über unseren Köpfen ist erloschen. Wir dürfen die Sicherheitsgurte ablegen. Wieder befindet sich unter uns die Welt, die angeblich real ist, wieder sieht man die schwarzen Gipfel der Berge. So sieht das Leben von hier gesehen aus. Schwarz und feindselig spitz.

Sofort fallen mir die Bergsteiger ein. Diese Verrückten, die bei Wind und klirrender Kälte hohe Gipfel erklimmen. Sie verlassen ihre warmen Zimmer, ihr warmes Hotel, rücken vom Ka-

min weg, lassen die Teetasse stehen und legen ihre Astronautenanzüge an, nehmen Stöcke, packen hunderte Kilo Nägel auf ihre Schultern und ziehen los. Reichlich mit fetten Salben gegen das Abfallen der Finger und Ohren eingeschmiert.

Keiner kann mir sagen, dies sei normal. Keiner kann mich davon überzeugen, die Menschheit habe gerade deswegen, wegen solcher Menschen, Fortschritte gemacht. Da habe ich meine Bedenken.

Dann, während ich darauf warte, dass der Wagen mit dem Essen meinen Sitz erreicht, schlage ich doch eine Zeitung auf. Ich blättere, blättere, blättere und plötzlich ist da die Nachricht. Und die dazugehörigen Fotos. „*Sie töteten ein Neugeborenes.* Ich betrachte deren Gesichter. An solchen Menschen könnte ich vorbeigehen, ohne im Entferntesten etwas zu ahnen. Eine junge Frau und ihr Vater.“

Ein strategisch durchtrainierter Steward taucht neben mir auf.  
„Was wünschen Sie?“

Ich wünsche zu weinen, aber es wäre nicht in Ordnung, das zu sagen.

Ich sage:

- Einen Kaffee.
- Mit Milch oder ohne?

Auf einmal ist es für jemanden wichtig, was für einen Kaffee ich trinken werde.

Sie habe, sagt sie, schon zwei Kinder aus erster Ehe. Sie lebe mit ihrem Vater und den Kindern. Sie arbeite nicht, sie lasse sich von ihrem Vater aushalten. Sie sei mit einem Mann aus dem Nachbardorf außerehelich schwanger geworden. Für eine Abtreibung habe sie kein Geld gehabt. Auf des Vaters Drängen habe sie einen Tag nach der Entbindung das Krankenhaus verlassen. Mit dem Baby im Arm, einem gesunden Jungen von viereinhalb Kilo.

Ich versuche, mich zu beruhigen. Und versuche, mir einzureden, dass ein gesunder Junge von viereinhalb Kilo, einen Tag alt, sich der Dinge noch nicht allzu bewusst ist.

Ihr Vater habe sie in den Wald gebracht. Mit den Händen habe er Gras und Blätter beiseite geräumt. Habe ihr erlaubt, ihrem Baby ein letztes Mal die Brust zu geben. Dann hat er ihr den Jungen abgenommen und ihn vergraben. Lebendig.

Sie sagt, sie habe nicht den Mut gehabt, sich ihrem Vater zu widersetzen.

Er sagt, er habe nicht genug Geld, auch noch das dritte Kind zu ernähren.

Die Gerichtsgutachter sagen, das Baby sei wahrscheinlich von den im Wald streunenden Hunden aufgefressen worden.

Die Nachbarn sagen, sie hätten gewusst, dass sie schwanger war, und hätten sie ohne das Kind heimkommen sehen.

Der Steward wartet immer noch.

Ich sage:

– Mit Milch.

Ich brauche etwas Süßes. So süß, wie nur möglich. Unerträglich süß. Etwas, was dieses Gefühl überdeckt.

Ich besitze die schreckliche Eigenschaft, mir alles, was mir wehtut, bildlich vorzustellen und mich dadurch zu quälen. Ich stelle mir den kleinen Mund dieses Babys an der Brustwarze der Mutter vor, zum letzten Mal. Ich stelle mir den Duft der beiseitegeschobenen Blätter und des Grases vor. Ich stelle mir den leisen Ton vor, der unter dem Gras zu hören ist, während sich die beiden entfernen. Ich ertappe mich bei einer merkwürdigen Geste, ich schaukele vor und zurück wie Hitler bei jenen berühmten Olympischen Spielen, ich schaukele, damit ich nicht hier über einem unbekanntem Gebirge in Tränen ausbreche, und hoffe, mein Kaffee mit Milch würde warm genug und süß genug sein, um diese Nachricht irgendwie abzuschütteln.

In dieser Geschichte hasse ich am wenigsten die im Wald streunenden Hunde. Ich stelle mir vor, wie sie zum Baby kamen, das Gras und die Blätter beiseite scharrt, den feinen Duft der Milch und der soeben geborenen Tränen schnupperten und danach mit zwei zarten Happen alles verschlangen und die Welt vom Schmerz befreien.

In einem Wald, vielleicht gerade in diesem, der zehn Kilometer unter mir schwarz schimmert, läuft ein satter Hund herum. Etwas weiter über ihm sitze ich und trinke Kaffee mit Milch.

Für so etwas ist kein Getränk süß genug. Ich atme tief und sehe überall um mich den Himmel. Den blauen, durchsichtigen, frischen.

Es besteht keine Möglichkeit, dass ich in dieser Woche mit dem Rauchen aufhöre.

Sobald mich dieses verfluchte Flugzeug entlässt, werde ich mir eine Zigarette anzünden. Viktor, das weiß ich, hätte das nicht getan, aber ich bin nicht Viktor, ich werde es tun müssen.

Neben mir sitzen zwei junge Frauen und reden ohne Unterlass, das merke ich erst jetzt. Eine von ihnen hält die Tasse genauso, wie ich es mag, mit beiden Händen. Als wärme sie sich an ihr. Das rührt mich immer an.

Ich schnappe nur Bruchstücke ihrer Unterhaltung auf:

„... Jetzt ist mir alles klar. Er hat lange mit den drei Bällchen jongliert, bis er erkannte, dass er das eine wegtun müsste, weil ihm sogar alle aus den Händen fallen würden. Es stellte sich heraus, dass ausgerechnet ich dieses Bällchen war ...“

„... Die beiden schnitten gemeinsam, ungeschickt die riesige Hochzeitstorte an und alle waren verrückt vor Begeisterung, Blitzlichter leuchteten, die Verwandten seufzten, schluchzten! Ich fragte mich, was los war. Sie hatten eine gewöhnliche, weiche Torte angeschnitten, also Creme, geschlagene Eier, Sahne, das war kein Beton, um eine solche Begeisterung auszulösen! Meinst du nicht auch ...“

„... Wenn du Nescafé anrührst, musst du eine bestimmte Anzahl Wassertropfen dazugeben! Ein Tropfen mehr, und schon ist das nicht mehr richtig. Dann ist das nur noch eine formlose Masse. Du kannst dich noch so sehr bemühen und darin rühren, die Masse wird unter deiner Hand nicht hell. Sie gehorcht dir einfach nicht mehr ...“

„... Verschönere ihn nicht! Mach ihn nicht besser und interessanter als er ist! Im Gegenteil, gib ihm weniger Chancen als

den anderen. Streiche sogar einige seiner Vorzüge aus seinem Repertoire. Wenn er dann trotzdem gewinnt – ist er wirklich das Ass ...“

„... Ich hätte nie geglaubt, dass ich das aussprechen würde: Ich liebe seinen Schweißgeruch ...“

„... Am liebsten würde ich von ihm auch alle Orgasmen zurückverlangen, die ich ihm geschenkt habe ...“

„... Ja, ich hielt mein Telefon auch ständig ausgeschaltet, bis ich kapierte, dass mich keiner mehr anrief ...“

„... Ich träumte, ich unterhielte mich mit einer Frau, einer Psychotherapeutin, und erzähle ihr, dass ich im Schlaf immer das Kopfkissen fest umarme. Sie fragte mich, seit wann ich so schlief, ich gab vor, mich nicht erinnern zu können. Dabei dachte ich: Ich weiß es, so schlafe ich, seit ich geheiratet habe ...“

„... Bei allen, die von mir gingen, war ich traurig, aber ohne ihn bin ich nervös, das ist ein wesentlicher Unterschied ...“

Und da verliere ich schon den Faden. Ich höre sie nicht mehr. Meine Ohren sind wieder zugefallen, da hilft kein Gähnen, kein Öffnen des Mundes, kein Hochziehen der Augenbrauen. Ich kehre zu Viktor zurück. Ich betrachte eine flauschige Wolke und stelle mir vor, sie sei ein Wattebausch. Viktor sitzt allein in seiner Apotheke, es ist Abend, er reißt kleine Stücke von der Wolke ab, schiebt sie einzeln in die Fläschchen mit Medikamenten und macht sorgfältig die Deckel drauf. Als er fertig ist, zählt er noch einmal die Fläschchen, stellt sie in das Medikamentenschränkchen und schließt dieses ab. Niemand ist außer ihm da, aber die Vorschrift lautet, Medikamente müssen unter Verschluss sein. Viktor respektiert immer alle Vorschriften. Das beste Leben hat einfache Vorschriften. Die Vorschriften schaffen Ruhe. Die Ruhe schafft Schönheit. Viktors Leben ist schön. Und jede Krankheit hat in seinem Schränkchen eine Tablette, die darauf wartet, sie zu heilen.

## *Love me tender*

### 1.

Elvis duftete himmlisch! Und seine Hand war nicht geschwitzt, obwohl er in ihr meine schon volle zwei Minuten hielt. Den anderen Arm legte er um meine Taille. Schön fest. Ziemlich fest. Alles konnte ich an ihm spüren. Die Pailletten an seinem hohen Kragen kitzelten mich ein wenig an der Nase. Ein wunderbarer Mann, dieser Elvis! Als sänge er, während wir so tanzten, nur für mich. Er flüsterte, aber alle hörten es. Zugegeben, er hatte ein Mikrofon, aber trotzdem.

*Love me tender, love me sweet, never let me go ...* Mann, wer möchte dich denn gehen lassen. Von mir aus kannst du mich so bis ans Ende meines Lebens herumwirbeln. Oder bis wir in dieses Schwimmbecken fallen.

*You have made my life complete, and I love you so ...* Ich glaubte ihm alles. Und wünschte sehr, ihm das zu sagen. Aber ich hatte keine Zeit und es wäre auch nicht angebracht gewesen. Der Mann sang, alle schauten ihn an und was am schlimmsten war, sie schauten auch mich an, da war auch das Mikrofon, zwischen meinen und seinen Lippen, die einander dramatisch nahe waren, und wer weiß, was in einer anderen Situation daraus geworden wäre. Dabei wollte ich ihm gerade sagen, dass ich ihm, während er sang, alles glaubte. Und dass er dieses Mikrofon liegen lassen und mich, seinen silbrig leuchtenden Umhang schwenkend, von hier wegbringen solle, zunächst nach unten, zum Sandstrand, und dann wer weiß wohin.

*Love me tender, love me long, take me to your heart. For it's there that I belong, and we'll never part ...* Und während er das noch sang, während er versprach, wir würden uns nie mehr trennen, brachte mich Elvis zärtlich, aber unbeirrbar, zu meinem Tisch zurück, schwenkte noch einmal seinen Umhang um meinen Kopf und warf sich auf die nächste Touristin mittleren Alters, die er, genauso wie er es mit mir getan hatte, für eine oder zwei Minuten ihrem braun gebräunten, lächelnden Ehemann entführte.

Schluss aus. Niemand sah mich mehr an, die Köpfe an allen Tischen rund um das Schwimmbecken waren auf den falschen Elvis gerichtet, aber da ich nie in der Umarmung des echten Elvis getanzt hatte, war dieser definitiv der wahrste Elvis, den ich je so nahe gespürt hätte. Wahrscheinlich werde ich ab jetzt immer an ihn denken, wenn ich den echten Elvis höre, davor habe ich Angst.

Elvis war schon dabei, mit einer kleinen, vierschrotigen Deutschen zu tanzen, die irgendwo tief unter dem Mikrofon quietschte bei dem Versuch, im Duett mit ihm zu singen, aber sie war dafür zu klein, und man hörte nur von Zeit zu Zeit einen pfeifenden Ton, wie wenn zu Neujahr eine Rakete hochgeht. Aber er überdeckte all das mit seiner prachtvollen Elvis-Stimme, er ließ sich nicht beirren, drehte mit der Deutschen ihre zwei Runden um das Schwimmbecken und brachte sie elegant zu ihrem Mann zurück.

Ich fürchtete, in Tränen auszubrechen. Plötzlich. Hier, an meinem sechsundvierzigsten Geburtstag, am Meer, mitten am Abend, der so nett begonnen hatte. Was stimmt mit mir nicht, fragte ich mich, wenn es genügt, dass der falsche Elvis mit mir zwei Mal um das Schwimmbecken tanzt, und ich schon den Verstand verliere? Mein Mann nippte an seinem breiten Glas mit einem kleinen Sonnenschirm aus Papier und prostete mir damit heiter zu, als ich zum Tisch zurückkam.

Vergeblich versuchte ich, Elvis' Blick einzufangen.

Ich konnte damit nicht fertig werden: In einem Augenblick waren wir doch hier vor aller Augen eng umschlungen, er flüsterte mir alle diese Worte zu, und im nächsten schaute er mich nicht

einmal mehr an. Elvis dürfte nicht so sein, nicht so wie alle Männer. Elvis, meinte ich, dürfte mich nicht enttäuschen. Wenn auch Elvis mich enttäuscht, wohin steuert dann überhaupt diese Welt?

Nur einmal, als er an unserem Tisch vorbei glitt, warf er mir einen Blick und eine Kusshand zu. Ich kippte daraufhin meinen siebten Martini herunter und erwiderte sein Lächeln.

## 2.

Mein Mann schlief bereits. Ich stand auf dem Balkon unseres Hotelzimmers und schaute hinunter auf das Schwimmbecken. An den Tischen drum herum saß niemand mehr. Nur ein Junge in gelber Uniform räumte langsam die Aschenbecher weg, faltete die Tischdecken akkurat und klappte die verbliebenen Sonnenschirme zusammen ...

Das Wasser im Becken war beinahe unbeweglich. Darin spiegelte sich nur der Mond. Und die Lichter der umliegenden Hotels. Überall war es schon völlig still. Die Gartenwirtschaften waren geschlossen, die Touristen, die diese Nacht noch länger genießen wollten, hatten sich schon zu einem Nachtclub gegeben. Allerdings schien mir das wenig wahrscheinlich zu sein. Wohin sollte man nach Elvis schon gehen wollen? Außer, vielleicht ... zu Elvis?!

Ich drehte mich um und warf einen Blick ins Zimmer. Er schlief. Fest. Es war nicht wahrscheinlich, dass er vor dem nächsten Morgen aufwachen würde.

Leise, leise wie nur möglich, ging ich ins Bad und betrachtete mich im Spiegel. Ja, ich war sechsvierzig, aber auch sonnengebräunt und frisch verliebt. Es ist bekannt, dass Frauen davon plötzlich und auf unerklärliche Weise schöner werden. Ich betupfte mich da und dort mit Parfüm, mehr an den Stellen, wo ich Elvis wünschte, als an denen, die man üblicherweise mit Parfüm besprüht, und stahl mich, die Sandalen in den Händen, aus dem Zimmer. Die zog ich erst im Lift an ...

Der höfliche, nicht mehr junge Mann am Empfang, der wahrscheinlich nur wenige Saisons von seiner Rente entfernt war, traute anfangs seinen Ohren nicht, aber da er in seinem Beruf alles Mögliche erlebt hatte, verriet er mir schließlich doch, nachdem er einen symbolischen Geldschein eingesteckt hatte, in welchem Zimmer Elvis wohnte. Er sah mir besorgt nach, während ich wieder zum Aufzug schritt. Ich hörte ihn mehr zu sich selbst sagen:

– Viel Glück, Madame!

### 3.

Als habe er sich gleich hinter der Tür aufgehalten, kaum hatte ich angeklopft, stand Elvis schon vor mir. Er trug nicht mehr den Umhang und auch nicht den glitzernden Kragen, aber er war es. Ohne Zweifel. Das unverkennbar schwarze, zurückgekämmte Haar, die zwei, drei Strähnen, die ihm in die Stirn fielen, seine Koteletten, die fast bis an die Ohrläppchen reichten, der blendende Glanz seiner Zähne, die aufblitzten, als er mich sah, sein Gesicht, das so perfekt gebräunt war, dass es fast wie eine Maske anmutete, die hohen, stark ausgeprägten Backenknochen, die gleichen perfekt geformten Lippen und das etwas schiefe Lächeln. Etwas zwischen einem wirklichen Lächeln und einem verächtlichen Blick.

Seine linke Hand lag noch auf der Türklinke, die rechte hatte er gehoben, sie schwebte irgendwo in der Luft, in der Höhe seines Gesichts, sie verharrte dort und bildete ein Fragezeichen. Als fragte mich diese Hand an seiner statt, wer ich eigentlich sei, woher er mich kenne und was ich hier vor seiner Tür suchte.

Wir blieben einige Sekunden stehen und es sah aus, als würde so bald keiner von uns beiden etwas sagen. Plötzlich fühlte sich mein Mund trocken an, und ich spürte, dass mir die Luft fehlte. In den Ohren hörte ich mein eigenes Herz pochen. Gleichmäßig und kräftig. Es störte mich beim Denken. Obwohl, wer weiß, ob